

Was ist ein Imperium?

In der Geschichte der Reiche liegt eine Lektion für die Gegenwart

Jane Burbank und Frederick Cooper

Warum heute noch über Imperien nachdenken? Schließlich leben wir in einer Welt der Nationalstaaten, jedenfalls glauben wir das.

5 Es gibt heute mehr als 200 Nationalstaaten, jeder mit Sitz in der UNO, Staatsflagge, eigenen Briefmarken und Regierungsinstitutionen. Der Nationalstaat allerdings ist ein Ideal, das noch gar nicht so alt ist; seine Zukunft ist
10 unsicher, und für viele Menschen könnte er eine verheerende Perspektive bedeuten.

Nach dem Untergang des Osmanischen Reichs und der Habsburger Doppelmonarchie, des russischen Zarenreichs und des
15 Deutschen Reichs nach dem Ersten Weltkrieg ist nicht etwa eine stabile Welt von Nationalstaaten entstanden – ebenso wenig nach der Entkolonialisierung der französischen, britischen, niederländischen, belgischen und
20 portugiesischen Überseebesitzungen von 1940 bis 1975. Die imperialen Regime wurden nach 1918, nach 1945 und nach 1989 keineswegs durch lebensfähige Alternativen abgelöst. Stattdessen kam es zu vielen blutigen und destabilisierenden Konflikten: in
25 Ruanda, im Irak, in Israel/Palästina, in Afghanistan und in Jugoslawien, in Sri Lanka, im

Kongo, im Kaukasus und in Libyen, womit längst nicht alle aufgezählt sind.

30 Die Nachfolgestaaten früherer Kolonien haben vieles nicht erreicht, was sie sich zum Zeitpunkt ihrer Unabhängigkeit erhofft hatten. Und die Großmächte bekennen sich zwar zu einer Welt von unverletzlichen und
35 gleichberechtigten Nationen, nutzen aber ihre ökonomischen und militärischen Mittel dazu, die Souveränität der schwächeren Staaten zu untergraben.

Imperiale Nostalgie, die sentimentale Beschwörung untergegangener Reiche – etwa
40 des britischen in Indien oder des französischen in Indochina – bringt für die Gegenwart gar nichts. Und der Rückgriff auf Begriffe wie „Imperium“ oder „Kolonialismus“ –
45 mit denen militärische Interventionen der USA, Frankreichs und anderer Staaten verdammt werden –, trägt nichts zu einer Analyse, geschweige denn zur Verbesserung der gegenwärtigen Weltlage bei. Die kritische
50 Erkundung der Geschichte der Reiche – der alten wie der neueren – kann jedoch helfen, unser Verständnis für den heutigen Zustand der Welt zu erweitern. Und eröffnet einen neuen Blick auf die Organisation der politi-

55 schen Macht in der Vergangenheit, der Gegenwart und vielleicht auch in der Zukunft.

Über lange Epochen gaben die Großreiche mit ihrem Handeln und ihren Interaktionen den Kontext vor, der für das Verhalten und
60 das Denken der Menschen bestimmend war. Die Erforschung der Imperien hilft also beim Nachdenken über die Frage, wie und warum bestimmte Verbindungen und Bezugssysteme über räumliche und zeitliche Abstände
65 hinweg entstanden sind – und andere nicht. Die Reiche formten höchst aktiv die Produktionsweisen, die Kommunikation und die kulturellen Entwicklungen der Welt, aber sie stießen auch immer wieder an die Grenzen
70 ihrer Möglichkeiten. Die größte Herausforderung war dabei immer wieder das Problem, wie sie ihrer Macht über große Entfernungen hinweg über unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen – und angesichts konkurrierender Imperien – Geltung verschaffen könnten.
75

Wenn man die historische Entwicklung solcher Reiche studiert – ihre Entstehung, ihre Konflikte und Rivalitäten, ihre Erfolge und ihr
80 Scheitern –, wird man erkennen, was in den letzten Jahrzehnten in Vergessenheit geraten

ist: dass staatliche Souveränität früher wie in vielerlei Hinsicht auch heute erstens ein komplexes Phänomen ist, das sich auf verschiedene Einzelbereiche und Schichten verteilt, und zweitens aus sehr unterschiedlichen Gründungsprinzipien und Handlungen entsteht.

Der Vielfalt Raum geben

90 Was verlieh den Imperien ihre weltweit gestaltende Kraft? Zum einen erwuchs sie aus dessen stabiler politischer Ordnung. Reiche sind weiträumige staatliche Gebilde, die auf Expansion setzen oder von einer expansionistischen Vergangenheit zehren. Als solche konservieren sie Unterscheidungen und hierarchische Abstufungen zwischen verschiedenen Völkern, auch wenn sie diese gewaltsam vereinnahmt haben. Der Nationalstaat beruht auf der Fiktion seiner Homogenität: ein Volk, ein Territorium, eine Regierung. Das Imperium hingegen erkennt die Verschiedenheit seiner Untertanen an und muss mit dieser Vielfalt zurechtkommen. Imperien regieren unterschiedliche Völker unterschiedlich.

Diese variablen Herrschaftsstrategien verliehen den Reichen eine hohe Anpassungsfähigkeit, die es ihnen ermöglichte, die Verfügung über wichtige Ressourcen in weiten Territorien und über lange Zeiträume zu be-

haupten. Im Vergleich mit der langen Lebensdauer des Osmanischen Reichs (600 Jahre) oder gar des chinesischen Kaiserreichs (das mehr als 2 000 Jahre lang und über die Abfolge verschiedener Dynastien hinweg Bestand hatte) sind Nationalstaaten nur ein kurzes Aufleuchten am Horizont der Geschichte.

120 Da aber innerhalb der Imperien die Unterschiede zwischen den Völkern erhalten bleiben, besteht immer die Möglichkeit, dass sich einzelne Teile des Reichs abspalten. Das erklärt, warum das Imperium als Staatsform historisch so verbreitet ist, sich aber immer wieder aufteilt, neu organisiert oder ganz zusammenbricht.

Das Reich als Staatsidee war ansteckend. Die Völker konnten sich viele Formen der Staatlichkeit vorstellen, aber wenn es in der betreffenden Region ein Imperium gab, das die Herrschaft über die Bevölkerung und die natürlichen Ressourcen in mehreren Territorien oder Ländern ausübte, musste man bei der praktischen Umsetzung solcher Vorstellungen das Modell des Reichs in Betracht ziehen und nach Möglichkeit imitieren. Jedes Reich stand im Grunde vor denselben Problemen: Wie soll man die unterschiedliche Bevölkerungsgruppen regieren? Wie kann man Herrschaft über große Entfernungen (zwischen Hauptstadt und Regionen) ausü-

ben? Wie kann man weit verstreut lebende Untertanen kontrollieren?

145 Die Antworten auf diese Fragen konnten aber nicht dieselben sein: Jedes Imperium stützte sich auf sein eigenes und besonderes „Repertoire der Macht“. Dabei haben sich einige ihre Strategie von vorangegangenen oder konkurrierenden Reichen abgeschaut. Das Osmanische Reich zum Beispiel beruhte auf einer gelungenen Mischung von türkischen, byzantinischen, arabischen, mongolischen und persischen Traditionen. Bei der Verwaltung ihres multikonfessionellen Gebildes stützten sich die Osmanen auf die Eliten der einzelnen Religionsgruppen und versuchten nicht, diese zu assimilieren oder zu vernichten.

160 Das Britische Empire umfasste mit der Zeit Dominions (die sich selbst verwalteten), Kolonien, Protektorate; das von einem eigenen Beamtenapparat regierte Indien, ein verkapptes Protektorat in Ägypten und „Einflusszonen“, mit deren Hilfe die Briten ihren „Freihandelsimperialismus“ betrieben. Ein Empire mit einem so breiten Repertoire von Mitteln hatte den Vorteil, dass es je nach Situation seine Herrschaftstaktiken verändern konnte, ohne dass sich das Problem stellte, wie *alle* Teile des Reichs nach einem einzigen Modell zu regieren und zu assimilieren wären.

175 Bei der Behandlung der unterschiedlichen
Bevölkerungsgruppen lassen sich einige
grundlegende Muster unterscheiden, die
auch völlig gegensätzlich sein können. In
manchen Reichen implizierte die „Politik der
Differenz“, dass die Vielfältigkeit der Völker
180 und deren jeweilige Sitten und Gebräuche als
Teil der Lebenswirklichkeit betrachtet wur-
den. In anderen Fällen bedeutete sie, dass
zwischen „Insidern“ und „Barbaren“ eine
scharfe Trennlinie gezogen wurde. So war für
185 die Herrscher der mongolischen Reiche im
13. und 14. Jahrhundert die Unterschiedlich-
keit der ethnischen Gruppen sowohl normal
als auch praktisch. In diesen Reichen waren
der Buddhismus, der Konfuzianismus, das
190 Christentum, der Taoismus und der Islam zu
Hause, und es wurden Künste und Wissen-
schaften gefördert, die auf arabische, persi-
sche und chinesische Einflüsse zurückgingen.
Das Römische Reich tendierte dagegen zur
195 Homogenisierung auf der Basis einer aus
unterschiedlichen Quellen stammenden,
aber identifizierbaren römischen Kultur, ei-
nes privilegierten Status für die römischen
Bürger und – gegen Ende des Reichs – der
200 christlichen Staatsreligion.

Die verschiedenen Imperien entwickelten
diverse Varianten dieser beiden Idealtypen;
manche, wie das osmanische und das russi-
sche, funktionierten mit einer Kombination

205 von beiden. Die europäischen Kolonialreiche
des 19. und 20. Jahrhunderts in Afrika
schwankten zwischen der Tendenz zum As-
similationszwang – aufgrund ihres Glaubens
an die Überlegenheit der westlichen Zivilisa-
210 tion – und der Tendenz zur indirekten Herr-
schaft, die sich auf die Eliten der eroberten
Völker stützte. Das Konzept der „zivilisieren-
den Mission“ des 19. Jahrhundert stand da-
bei in einen gewissen Gegensatz zu rassisti-
215 schen Theorien. Doch gleichgültig welche
Vorstellungen die imperialen Herrscher von
den „anderen“ Völkern und deren Kulturen
im Kopf hatten: Die Eroberer konnten ihre
Reiche nicht selbst verwalten. Dafür brauch-
220 ten sie „Mittelsleute“.

Oft nahmen die imperialen Herrscher Kennt-
nisse, Fähigkeiten und Autorität der erobert-
ten Völker in Anspruch, indem sie sich der
Eliten bedienten, die von dieser Kooperation
225 profitierten; oder sie stützten sich auf Min-
derheiten und marginalisierte Gruppen, die
sich Vorteile von ihrem Dienst für die Sieger
versprachen. Eine andere Art von Mittelsleu-
ten waren Siedler oder Staatsbedienstete,
230 die aus dem Land der Kolonialmacht stamm-
ten.

Eine genau entgegengesetzte Taktik bestand
darin, Sklaven oder andere Personen, die
man aus ihrer Herkunftsgemeinschaft her-
235 ausgelöst hatte und deren Überleben oder

Wohlergehen somit allein von den imperia-
len Herren abhing, als Autoritäten einzuset-
zen. Diese Methode wurde unter dem Kalifat
der Abbasiden und später im Osmanischen
240 Reich erfolgreich angewandt. Bei den Osma-
nen wurden mit den höchsten Verwaltungs-
und Militärposten Männer betraut, die man
im jugendlichen Alter aus ihren Familien her-
ausgerissen hatte, damit sie am Hof des Sul-
245 tans erzogen und ausgebildet wurden.

Nach der Theorie hätten die jüngsten Koloni-
alreiche der Europäer solche aus Mittelsleu-
ten gebildeten Personalstrukturen durch eine
funktionale Bürokratie ersetzen sollen – aber
250 das erfolgte mehr auf dem Papier als in der
Realität. In den weiten Räumen Afrikas sah
sich der Kolonialbeamte als „König des Ur-
walds“. Der lokale Funktionär war auf Hüp-
tlinge, Wächter und Übersetzer angewiesen,
255 die alle auf einen persönlichen Vorteil aus-
waren. In der Geschichte aller Imperien wa-
ren Mittelsleute so unentbehrlich wie gefähr-
lich. Die Siedler, die einheimischen Eliten,
und auch die einfachen Beamten verfolgten
260 oft mehr ihre eigenen Interessen. Wenn man
diese Mittelsleute betrachtet, geraten vor
allem die vertikalen Verbindungen zwischen
den Regierenden, deren Agenten und Unter-
tanen in den Blick – also jene politischen
265 Beziehungen, die heutzutage oft übersehen
werden, weil horizontalen Verbindungen –

etwa der Klasse, der Rasse, der Ethnie – mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird.

270 Politische Vorstellungen waren für Imperien immer heikel. Die imperialen Herren betrachteten politische Herausforderungen und Möglichkeiten situationsbezogen; sie hegten nicht die eine, ganz bestimmte Vorstellung, aber auch nicht unendlich viele; ebenso hatten die lokalen Eliten und Untertanen ihre eigenen Vorstellungen, die wir alle aus dem damaligen historischen Kontext und nicht nach heutigen Maßstäben beurteilen sollten. Nehmen wir den (ost)römischen Kaiser Konstantin den Großen, der – wie später Mohammed – den Monotheismus zur Staatsdoktrin gemacht hat: Die Idee von einem Reich, einem Gott und einem Kaiser war eine starke Stütze der Macht; aber deren Kehrseite das stets drohende Schisma mit dem Argument, der aktuelle Kaiser sei als Hüter des wahren Glaubens ungeeignet.

290 Es gab auch Versuche, die Reichsidee mit Idealen von Gerechtigkeit und Moral aufzuladen. Doch die konnten von Kritikern leicht gegen das Imperium selbst ins Feld geführt werden, wie es Bartolomé de Las Casas im 16. Jahrhundert und die Antisklavereibewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts taten, oder auch die antikolonialen Freiheitskämpfer in Asien und Afrika, die den Anspruch der Europäer auf ihre „zivilisatorische Mission“

300 beim Wort nahmen und argumentierten, das Prinzip der Demokratie dürfe nicht auf einen Kontinent beschränkt bleiben.

305 Bei der Analyse der Transformationsprozesse und von Imperien mag die Vorstellung einer historischen „Verlaufskurve“ hilfreich sein. Damit kann man jenes tautologische Erklärungsmodell ersetzen, das die Geschichte als Abfolge von Epochen sieht, deren jede sich durch bestimmte Merkmale von der Vorläuferepoche unterscheidet.

Großmachtträume und Kriege der Europäer

310 Die „europäischen Expansion“, die sich seit dem 15. Jahrhundert vollzog, rührte nicht von einem inhärenten „expansionistischen Instinkt“ der europäischen Völker, sie ergab sich vielmehr aus dem historischen Zusammentreffen ganz bestimmter Umstände: Der im mächtigen Chinesischen Reich und in Südostasien erzeugte Reichtum war für die Kaufleute im fernen Europa ein unwiderstehlicher Anreiz; aber dazwischen lag das Osmanische Reich, das größer, stärker und politisch stabiler war als die fragmentierten Staatsgebilde im damaligen Westeuropa. Deshalb wollten die Könige von Spanien und Portugal – und später auch die der Niederlande und Großbritanniens – neue Seewege erkunden, um das Osmanische Reich und ihre Abhängigkeit von einheimischen Geld-

330 geben zu umgehen. Das unerwartete Ergebnis war die Verbindung zu Völkern quer über den Atlantik, als Kolumbus statt einer Westroute nach Asien das spätere Amerika vorfand.

335 Eine weitere welthistorische Weichenstellung, nämlich die Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts in Europa und Amerika, stellt sich ebenfalls anders dar, wenn man sie durch das Spektrum der Beziehungen zwischen Imperien betrachtet. Die Revolutionen im französischen Santo Domingo, im britischen Nordamerika und im spanischen Südamerika waren zunächst Konflikte innerhalb der Imperien um Macht im Mutterland, die Stellung der Siedler in Übersee und der dortigen Untertanen, ehe sie sich zum Streben nach Unabhängigkeit vom Imperium entwickelten.

350 Wenn wir die wechselnden Geschehnisse der Reiche im 19. und 20. Jahrhundert im Schnelldurchlauf betrachten, sehen wir eine Welt, die zerrissen ist zwischen neuen imperialen Projekten – Deutschland, Japan, die Sowjetunion – und den alten Mächten, die das Potenzial ihrer kolonialen Räume gegen die neue Konkurrenz zu mobilisieren suchten. 355 In der Mitte des 20. Jahrhunderts war der Übergang vom Reich zum Nationalstaat keineswegs ein selbstverständlicher Trend. Die ethnisch gemischte Bevölkerung, die in Viel-

völkerstaaten wie dem Osmanischen und dem Habsburgischen Reich gelebt hatten, durchlitten dreimal Wellen ethnischer Säuberungen, deren Ziel es jeweils war, jeder Nation einen eigenen Staat zu verschaffen: Das erste Mal in den Balkankriegen von 1876 bis 1878 und von 1912/13; das zweite Mal nach dem Ersten Weltkrieg, als die Sieger die besiegten Reiche zerlegten; das dritte Mal nach dem Zweiten Weltkrieg, als aus einigen Regionen deutsche Volksgruppen, aus anderen wiederum Polen und Ukrainer und andere Minderheiten vertrieben wurden. Aber selbst danach fielen die Staatsgrenzen nicht mit den Siedlungsgebieten der jeweiligen Nationen zusammen. So kam es noch in den 1990er Jahren zu neuen, äußerst blutigen ethnischen Säuberungen.

Auch im Nahen Osten sind die Folgen von 1918, also der Zerschlagung des Osmanischen Reichs, bis heute noch nicht bewältigt. In Palästina/Israel beanspruchen konkurrierende Nationalismen dasselbe Territorium. Der Irak, Ägypten, Libyen und andere arabische Staaten erleben einen ständigen Machtkampf zwischen unterschiedlichen Gruppen.

Die historischen „Verlaufskurven“ der Imperien haben die heutigen Groß- und Weltmächte entscheidend geformt. Ein Beispiel ist China, das vom frühen 19. bis zum späten 20. Jahrhundert durch dynamischere impe-

riale Mächte niedergehalten wurde. Im Rückblick stellt sich diese Periode nur als das jüngste Interregnum dar, das durchaus kürzer ausgefallen ist als viele andere Zwischenepochen in der 2 000-jährigen Geschichte des chinesischen Kaiserreichs. Die Grenzen dieses Reiches, die im 13. Jahrhundert durch die (mongolische) Yuan-Dynastie und zwischen dem 17. und dem 20. Jahrhundert durch die (mandschurische) Qing-Dynastie ausgeweitet wurden, blieben für die Republik (1911 bis 1949) und das kommunistische China (ab 1949) ein selbstverständliches Erbe. Auch die heutige chinesische Führung beruft sich auf diese Dynastien und ihre imperialen Traditionen.

Inzwischen hat China gegenüber dem Westen die Oberhand gewonnen. Es ist nicht mehr nur Exporteur von Seide und Porzellan, sondern vor allem von industriellen Fertigprodukten, und es erzielt gigantische Handelsbilanzüberschüsse. Und es ist heute der größte Gläubiger der Vereinigten Staaten. Zugleich hat Peking aber die klassischen Probleme des Chinesischen Reichs geerbt: den Wunsch der tibetischen Bevölkerung nach Unabhängigkeit und die secessionistischen Bestrebungen in der größtenteils muslimischen Provinz Xinjiang. Wie früher muss die chinesische Führung auch heute die „Wirtschaftsbarone“ im Zaum und die ver-

schiedenen Bevölkerungsgruppen unter Beobachtung halten. Doch bei der Bewältigung dieser Aufgabe kann sie auf die historisch gewachsenen imperialen Herrschaftstechniken zurückgreifen und im Zuge der geografischen Machtverschiebungen die alte Bedeutung wiedererlangen.

Auch die Entstehung und den Zerfall der Sowjetunion kann man im Rahmen einer solchen „imperialen“ Verlaufskurve interpretieren. Die sowjetische Politik, nationale Republiken – mit kommunistischen „Mittelsleuten“ heimischer Provenienz – zu gründen, erleichterte in den 1990er Jahren eine geregelte Auflösung der Union und sorgte auch für eine gemeinsame Sprache in den Verhandlungen über die neuen Staatsgebilde. Dabei ist der größte Nachfolgestaat, die Russische Föderation, explizit ein multiethnisches Gebilde. Die Verfassung von 1993 gewährt den konstituierenden Republiken Russlands das Recht auf eine eigene Amtssprache, definiert zugleich aber das Russische als „Amtssprache der Russischen Föderation als ganzer“.

Nach einem kurzen Zwischenspiel hat Wladimir Putin die Traditionen eines patriarchalischen Reichs wiederbelebt. Putin und seine Günstlinge haben die Oligarchen wieder der Regierung unterworfen, die Kontrolle über religiöse Einrichtungen gefestigt, die Medien

auf Linie gebracht, die Wahlen unter dem Titel „souveräne Demokratie“ zu einer Einparteienveranstaltung geformt, sich die Gouverneure der Regionen gefügig gemacht, mit dem russischen Nationalismus geflirtet und die Hauptwaffe des Landes – Öl- und Gasressourcen – mit Erfolg in der internationalen Arena eingesetzt. Kurzum, das russische Reich ist in moderner Fassung neu erstanden.

Von allen Großmächten ist die Europäische Union heute das innovativste Gebilde. Vom 5. bis zum 20. Jahrhundert hinein war Europa zerrissen durch die Ambitionen eines Teils seiner Eliten, ein neues Rom zu schaffen, und die Entschlossenheit des anderen Teils, ebendies zu verhindern. Die Kämpfe für und gegen ein europäisches Imperium reichten von Karl dem Großen über den Habsburger Kaiser Karl V. und Napoleon bis zu Hitler. Erst die wechselseitigen Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs und die folgende Unfähigkeit der europäischen Mächte, ihre Kolonialreiche zu behalten, brachte die Imperien Europas dazu, ihre mörderische Konkurrenz endgültig einzustellen.

Dennoch versuchten einige europäische Mächte nach 1945, ihre Imperien neu zu organisieren und sowohl produktiver als auch legitimer zu machen. Großbritannien und Frankreich gaben dieses Bemühen erst Ende der 1950er Jahre auf. Dagegen waren

485 Deutschland wie Japan aus der Reichsbildungskonkurrenz ausgeschieden. Auf Nationalstaaten reduziert, erlebten beide Länder eine (wirtschaftliche) Blüte, zu der sie es als Imperien nie gebracht hatten.

490 Die europäischen Staaten machten sich ihre endlich gewonnene „Freiheit vom Imperium“ zunutze und erarbeiteten untereinander ein konföderatives politisches Gefüge. Am besten hat diese Struktur immer dann funktioniert, wenn sie auf administrative und regulierende Funktionen beschränkt blieb. Aber auch eine der grundlegendsten Merkmale staatlicher Souveränität – die Personenkontrolle an den Grenzen – ist inzwischen auf europäischer Ebene angesiedelt. Wenn man die vielen verlassenen Zollgebäude an den denselben Grenzen stehen sieht, für die viele Millionen Europäer in immer neuen Kriegen gestorben sind, wird man gewahr, welche bemerkenswerte Errungenschaft der Schengenraum ist. Die Entwicklung Europas von konkurrierenden Reichsbildungsprojekten zu Nationalstaaten (die ihre Kolonien losgeworden sind) und weiter zu einer Konföderation von Staaten macht uns deutlich, welche komplexe Vielfalt von Souveränitätsmodellen Europa durchlaufen hat. Und dass sich nationalstaatliche Konzepte noch gar nicht so lange von imperialen Konzepten gelöst hat.

515 Nach dem 11. September 2001 ist zur Mode geworden, die Vereinigten Staaten von Amerika zum „Imperium“ zu ernennen, um entweder die Arroganz ihres außenpolitischen Agierens zu brandmarken oder ihr Bemühen zu feiern, in aller Welt für Ordnung und Demokratie zu sorgen. Erhellender als die Frage nach begrifflicher Zuschreibung ist ein genauer Blick auf das US-amerikanische Repertoire der Macht, unter dem Aspekt, welche Mittel imperialer Strategien jeweils eingesetzt wurden.

525 Im 20. Jahrhundert haben die USA wiederholt militärische Gewalt eingesetzt und dabei die Souveränität anderer Staaten verletzt; sie besetzten fremdes Territorium, woraus aber nur selten koloniale Gebilde entstanden. 530 Aber sogar das nationale Selbstverständnis der USA ging aus einer imperialen Verlaufskurve hervor: Thomas Jefferson hatte 1776 angekündigt, die aufständischen Provinzen des Britischen Empire würden ein „Empire of Liberty“ errichten. 535

Das neue Staatswesen entstand aus einer Politik der Differenz nach römischem Vorbild, das heißt: auf der Basis von gleichen Rechten und Anspruch auf Privateigentum für alle Menschen, die als Bürger galten, aber unter Ausschluss der amerikanischen Ureinwohner und der Sklaven. Mit der Ausweitung ihres Staatsgebiets über den Kontinent eigneten

sich die Euro-Amerikaner riesige Mengen
545 natürlicher Ressourcen an. Mit der Zeit (und
nachdem ihre Föderation fast an der Sklaven-
frage zerbrochen wäre) wuchs ihrer politi-
schen Führung die Stärke zu, je nach eigener
Interessenlage über Zeitpunkt und Bedingun-
550 gen ihrer Interventionen im Rest der Welt zu
bestimmen.

Imperien existierten stets in Beziehung – und
häufig in einem Spannungsverhältnis – zu
anderen Formen räumlicher Vernetzung;
555 Imperien ermöglichten oder verhinderten die
Bewegungsfreiheit von Waren, Kapital, Men-
schen und Ideen. Reichsbildung war fast im-
mer ein gewaltsam vollzogener Prozess, und
die Eroberung war häufig der Auftakt für
560 Ausbeutung , wenn nicht für Zwangsassimi-
lierung und Erniedrigung. Imperien schufen
mächtige politische Gebilde; und sie hinter-
ließen immer eine lange Spur menschlichen
Leids. Aber die Idee des Nationalstaats, die
565 selbst aus dem imperialen Kontext erwach-
sen ist, hat sich nicht als Gegengift gegen die
Arroganz der Imperien erwiesen. Man denke
nur an die aktuellen ungelösten Konflikte im
Nahen Osten und in Afrika.

570 Mit den Folgewirkungen, die sich aus dem
Zerfall und der Überwindung der Imperien
ergaben, müssen wir uns bis heute auseinan-
dersetzen: mit der Fiktion gleichwertiger
Souveränität und mit der Realität der Un-

575 gleichheit innerhalb wie zwischen den ein-
zelnen Staaten.

Nachdenken über das Phänomen Imperium
heißt nicht, dass das britische, das Osmani-
sche oder das Römische Reich wiederaufer-
580 stehen sollten. Es hilft uns aber, die Vielfalt
der Formen wahrzunehmen, in denen Macht
über geografische Räume ausgeübt wurde.
Und wenn wir den Denkfehler vermeiden, die
historische Entwicklung vom Imperium zu
585 Nationalstaaten als ehernes Gesetz anzuse-
hen, können wir vielleicht offener und unbe-
fangener über unsere Zukunft nachdenken.
Etwa über Formen der Souveränität, die auf
die stets aktuellen Fragen der Ungleichheit
590 und Verschiedenheit der Weltbevölkerung
eine bessere Antwort geben als Reiche oder
Nationalstaaten.

Aus dem Englischen von Niels Kadritzke

595 Jane **Burbank** und Frederick **Cooper** lehren Geschichte
an der New York University. Gemeinsame Verfasser
von „Empires in World History: Power and the Politics
of Difference“, Princeton (Princeton University Press)
2011.

600 Le Monde diplomatique Nr. 9671 vom 9.12.2011, Seite
16-17, 544 Zeilen, Dokumentation, Jane Burbank /
Frederick Cooper